

Schuld [Fortsetzung]

Autor(en): **Berlepsch, Goswina v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 8

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 8 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

den 19. Februar

□ □ Die Krähen. □ □

Don Hermann Lingg.

Seldein nach einem dürrn Baum
Slegt eine Schar von Krähen,
Die langsam, wie im düstern Traum
Die schwarzen Flügel blähen.

Sie sind hinausgeschickt vom Tod
Und wie den Sturm die Möwen,
Verkünden sie, wenn Unheil droht,
Der Heide stillen Höfen.

Wo sie sich nahen, raffelt wach
Der Hofhund an der Kette,
Und wälzen sich mit Angst und Ach
Die Kranken auf dem Bette.

Sie bauen am Kamin ihr Nest,
Dann stirbt der Herr des Hauses,
Sie laden schreiend sich zum Fest,
Zum Rest des Leichenschmauses.

Es jagt ein dunkler Erdengeist
In ihren finstern Seelen,
Sie fliegen, wo sein Singer weist,
Dahin aus ihren Höhlen.

Dort fliegen sie, je vier und vier,
Wohin wohl heut beschieden?
O mögen gute Geister mir
Mein Heimathaus umfrieden.

== Schuld. ==

Novelle von Goswina v. Berlepsch.

3

Mein Gott, er war damals ein mitten aus dem Flusse der Berufsarbeit gerissener Mann gewesen, dem dieser Sterbefall gerade höchst ungelegen kam, dessen Interessen überhaupt immer weit ablagen von dieser kleinen, längst überwundenen Misere. Er wollte Hanna ja irgendwie helfen, bot es ihr an, doch sie lehnte alles ab, mit einer Art eigensinnigem Stolz. Fast war es, als nahm sie mit dem Toten Partei gegen ihn, den sie dem Lebenden gegenüber so standhaft verteidigt hatte. Nach wenigen Tagen des Zusammenseins gingen sie auseinander, er in das vollbewegte Leben; sie blieb in ihrer engen Welt. Sie hatte eine Lehrerinnenstelle, welche sie wenigstens versorgte. Was war da zu raten, zu wollen? Jedes mußte seinen eigenen Weg weitergehen.

Damals nahm er das Gefühl mit: lange, lange nicht wiederkehren! Lieber außerhalb einmal mit Hanna zusammenstreffen, wenn es die Gelegenheit gerade bringt. Doch dazu kam es nicht. Hanna schien einen verschwiegenen Groll gegen ihn, getäuschte Hoffnungen im Herzen zu tragen, denn von da an schlug sie sich durch, ohne ihm viel davon zu schreiben. Sie führten nun beide — nur mit ungleichen Kräften und Waffen — den Kampf des besitzlosen Gebildeten um Existenz und Glück, — er sieghaft seinen Boden erobernd, sie als verblühtes Mädchen, wie Tausende ihresgleichen. Sie schrieben sich nicht so oft, wie früher. Die langen Pausen machte aber stets Hanna. Eines Tages

erhielt er einen Brief von ihr aus England. Sie wollte noch etwas von der Welt sehen und ihre Kräfte anderswo probieren, etwas spät! Sie war bereits dreiunddreißig Jahre. Einst hatte sie, wie er, eine brennende Sehnsucht hinaus gehabt, wo man „etwas werden“ kann. Das war also doch noch einmal in ihr erwacht. Es gelang aber nicht mehr mit dem „Werden“. Sie mußte ein Wanderleben mit allerlei Schicksalen geführt haben. Endlich kam sie krank zurück in die Heimat, vor zwei Jahren, und als sie wieder gesund war, trat sie die Stelle in diesem Asyl an. Das fiel gerade in die Zeit seiner Verheiratung, wo ihm Kopf und Herz voll waren, übertoll. Da hatte er keinen Sinn für Krüppelasyile, für Opferschwärmerei, für diese knappen Mitteilungen, die immer erst kamen, wenn etwas vorüber, Vorfälle, Entschlüsse bereits zur Tatsache geworden waren. Seine geliebte Theo konnte sich von diesem Geschwisterverhältnis keinen rechten Begriff machen, wollte Hanna kennen lernen, stellte sich eine Dame in schwarzem Kleid mit Leinentragelchen vor, eine Wohltätigkeitswürdenträgerin in geborgener Stellung. Nun da hatte er nicht gleich in der ersten glückseligen Zeit so einen kühlen grauen Nebel haben wollen. Weder ein Besuch in seiner jungen Häuslichkeit, noch bei Hanna paßte ihm. Und so schob er es mit der Bekanntschaft hinaus, bis er endlich nach und nach das Bild der Schwester ihr klar gemacht, das Bild eines guten, charaktervollen, aber etwas absonderlichen Wesens, das nie zu seinem Teil

Frauenglück gelangt und darüber schließlich ein Rauz geworden war. Was wußte sein vergöttertes junges Weib von der Prosa, den Kämpfen einer solchen Existenz? Es hätte den kristallhellen Spiegel ihrer Seele getrübt. Und das war der Reiz, der ihn, den emporgekommenen, den reifen Mann so wunderbar beglückte, das Unberührte, Unverbrauchte, das naiv Zuversichtliche und dabei seelenvoll Zarte ihrer Empfindungen. Sie würde wahrscheinlich sehr enttäuscht sein von Hanna. Da sie aber beharrlich auf ihren Wunsch zurückkam, namentlich in letzter Zeit unter dem mystischen Einfluß der Mutterschaft, die ihre Jugend, ihren süßen Zauber noch viel mehr verklärte, hieß es einen Ausweg finden. Und so hatte er, als sie vollständig genesen war, ihrem Drängen nachgegeben und die ziemlich weite Heimatreise, so kurz wie möglich ausgezirkelt, angetreten. Hanna mitzubringen, das wußte er, gelang ihm nicht, war vorläufig auch besser so. Aber eine neue Brücke schlagen über diese letzten acht Jahre, ein wärmeres Verhältnis wieder herstellen, das wollte er. Es trieb ihn jetzt, da er deshalb einmal unterwegs war, auch selbst dazu, mit einem gewissen Ungeheim, gerade jetzt und hier, wo ihn unter all den trüben geweckten Erinnerungen ein doppeltes Besitzgefühl seines Glückes überkam — der feine Egoismus des Glückes auch, der alles hell und glatt um sich haben möchte, keine Winkel, keine Schatten —

Er stand jetzt vor dem Gartentore, welches das einfach umzäunte Grundstück abschloß, und sah sich um. Hügelig ansteigendes Wiesenland ringsumher, wild wachsende Sträucher, von denen manche in Blüte standen, niedrige Bäume da und dort, weiter oben Wald und Berg. Wie er diese Gegend kannte aus seinen Knabenjahren und wie sie seine Phantasie beschäftigt hatte! Hier war in alten Zeiten — man wußte nicht mehr wann — das Hochgericht gewesen, gerade auf dem Hügel, wo jetzt das Asyl stand. Sie hatten als Buben heimlich hier gegraben, weil die Sage ging, daß außer den Gebeinen von Bösewichtern merkwürdige Schätze da verborgen liegen, „Teufelschätze“, wie der Volksmund sagte. Das wollten sie wissen, was so ein Teufelschatz sei, fanden aber keinen, auch nicht das kleinste Verbrechertäschchen, nur ein altes Hufeisen, das sie kritisch betrachteten und wieder wegwarfen. Schier vergessene Zeiten!

Dort oben hinter dem Hause schien ein Spielplatz zu sein. Paul hörte Kinderstimmen, einen hellen Reigenklang. Und als er schwieg, kam das Völkchen zum Vorschein. Ein paar der kleinen Gestalten eilten gleich den Weg zwischen den blühenden Kirschbäumchen herab, als sie den Fremden vor dem Portal stehen sahen und starrten ihn neugierig an — lauter kindliche Proletariatsphysiognomien.

„Was wollen Sie?“ fragte ein blaßes Knirpschen mit klugen Augen.

„Da hinein will ich.“

Im Nu sprang das Trüpplein davon, dem Hause zu, um Meldung zu machen, denn die Tür war abgeschlossen. Da wartete er ohne die Glocke zu ziehen.

Es war ein eigentümliches Warten; etwas wie ein flacher Druck beengte ihn. Und dabei spähte er den Weg hinauf, gespannt, ob er Hanna erblicken werde.

Welch eine Existenz in diesem fahlen Haus und Garten, aller Zier und Schönheit bar, inmitten eines Schwarmes

heimatloser Kinder, die von der Eltern Unglück oder Sünde schon gezeichnet sind! Daß Hanna gerade das gewählt? Er hatte sich dieses Asyl nicht so bescheiden gedacht.

Eine Magd mit aufgeschürztem Rock und roten knöchigen Händen kam, um zu öffnen.

Paul nannte den Namen seiner Schwester und fragte, ob sie zu sprechen sei, denn sie wußte von seinem Kommen nichts.

„Die Frau Vorsteherin? Freilich ist sie da.“

Er folgte ihr den Weg hinauf und hörte bald aus den offenen Fenstern eines Parterrezimmers, daß die Kinder nun dort drinnen waren. Er sah hinein.

Da stand, ihm abgewendet, im Sonnenschein, der den ganzen Raum erfüllte, inmitten der Kinderschar — seine Schwester.

War das wirklich Hanna? — Er fühlte es mehr, als er es sah. Eine schmale Gestalt — wie mager sie geworden war! — mit breiter, blauer Arbeitschürze, das Haar ganz ergraut, schlicht zurückgestrichen. Es war Hanna — und doch eine andere. Sie schöpfte Milch aus einem großen Gefäß in Blechtassen und verteilte Brot dazu. Die Kinder saßen an einem langen Tisch, auf geradlinigen Holzstühlen, schnabulierten vergnügt, und wenn sie fertig waren, wischten sie mit der Hand über den Mund.

Ein verkrüppeltes Bürschchen rutschte von seinem Stuhl herab und zeigte der „Mutter“ mit strahlenden Augen seine leere Tasse. Mutter nannten sie die Kinder.

„Siehst du, daß es geht!“ Sie strich ihm über das steife, glanzlose Haar. „Da hab' ich dich auch lieb.“

Der kleine Mann steckte den Kopf in ihre Kleiderfalten, als schämte er sich, und schaute dann wieder zärtlich an ihr hinauf. „Ich möchte mit der Mutter in Garten gehen,“ bettelte er.

Das sah und hörte Paul draußen stehend, während die Magd hineinging.

„Bitte, es ist ein vornehmer Herr draußen.“ — Sie wies nach dem Fenster.

Hanna wandte sich jetzt um, und alle Blicke flogen in der gleichen Richtung.

Er lächelte ihr entgegen. „Guten Tag, Hanna!“ —

Ein großer, staunender, ungewisser Blick begegnete ihm.

„Das ist ja — Paul! —“

Sie band die breite blaue Schürze los, mit zitternden Fingern. Und dann trat sie hinaus, bleich vor Ueberraschung. Es war mit einem Male nicht mehr die ruhige, heitere Mutter von drinnen.

Er streckte ihr die Hand entgegen, seine wohlgepflegte weiße Hand. Aber sie zögerte, die ihrige hineinzulegen; sie wuschte sie erst säuberlich ab.

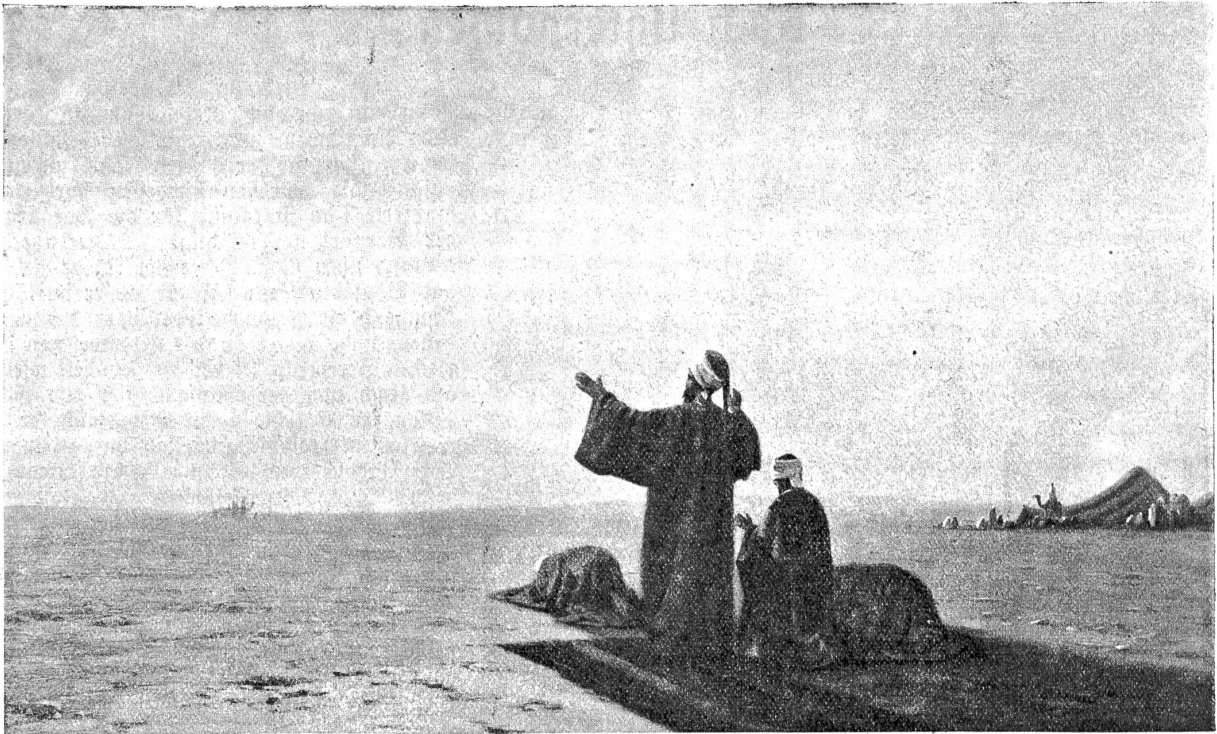
„Na na, was soll das?“

„Ich muß mich — erst erholen,“ sagte sie. — „Es — ist mir unbegreiflich, daß du hier bist. — So lange ist's her — so lang!“

Sie schöpfte tief Atem und sprach leise, wie für sich. „Acht Jahre — die entscheidenden, in denen man sich wehren mußte!“

Sie nickte. „Ja — die entscheidenden!“

„Nun wollte ich dich endlich einmal sehen. Heißt das, eigentlich ist's meine Frau, für die ich komme. — Hab' ich



Auguste Veillon. Morgengebet der Araber bei Sonnenaufgang. Auguste Veillon (1834—1890) war ein Schüler Diderots. Mit Etienne Duval und Eugène Castane reiste der Baadtländer bis an den obern Nil und nach Palästina; wie später Buchler suchten sie die Landschaften, die sie auf ihrem Wege entzückten, mit dem Pinsel festzuhalten. Unser Bild zeigt die Araber am Rande der Wüste; sie knien und liegen auf ihren Gebetssteppichen und beten, das Angesicht gegen das heilige Mekka gewendet, einige Suren aus dem Koran. Das Bild ist in seiner Einfachheit und erhabenen Ruhe eine charakteristisches Bild Veillon's.

dich am Ende gar erschreckt? Oder siehst du immer so bleich aus?"

„Ach nein. Mir geht es ja gut.“

„Das schreibst du wenigstens,“ sagte er zögernd, mit unruhigen Augen ihre Erscheinung überfliegend.

Wie verändert! — Ueber dieses Antlitz war der Pflug gegangen. Tiefe Furchen hatte er gezogen, Furchen, die auch in der Seele geblieben; das sah er. Ein Leidenszug lag jetzt auf ihrem Gesicht, den er zuerst nicht gesehen, etwas plötzlich Erwachtes, wie aus längst begrabenem, getäushtem Hoffen. Wie sie auf einmal der verstorbenen Mutter ähnlich sah! Auch sie hatte solch einen Leidenszug gehabt, neben dem Ausdruck unendlicher wehrloser Güte. Die Verschmelzung der Ähnlichkeit mit beiden Eltern fiel ihm jetzt auf. Der Zug von Verschllossenheit um den Mund vom Vater, die leicht gebogene Nase, eine feine Nase, die seinem Gesicht etwas Bornehmes gegeben — und wieder die sinnenden Augen der Mutter, dunkel umschattet, etwas von unten auf blickend, als sähen sie das meiste über sich — auch ihre helle, klare Stirn, auf welcher es wie der Schimmer einer alles überwindenden Liebe gelegen. Sie standen auf, die beiden Toten, in diesem Angesicht; die Vergangenheit sah ihn auf einmal mit ihren stillen tiefen Augen an.

„Hast du denn überhaupt Zeit für einen Besuch?“ fragte Paul scherzhaft, um den Eindruck zu verbergen, den dieses Wiedersehen auf ihn machte.

„Ich will mir's schon einteilen,“ sagte sie. „Wir sind freilich nicht viele außer den Kindern.“

„Wieviel Schüllinge hast du?“

„Achtunddreißig gegenwärtig. — Willst du dich auf die Bank hier setzen, bis ich wiederkomme? Ich will sie versorgen. Dann machen wir vielleicht einen kleinen Spaziergang den Berg hinauf. Da haben wir Ruhe; — es ist auch so schön heute —“

„Wie du willst.“

Sie verschwand und er ließ sich auf der sonnigen Bank am Hause nieder, in einem eigentümlichen Zustand von Benommenheit. Es war ihm, als sei er plötzlich der Gegenwart entrückt und stehe traumhaft einer längst vergangenen Zeit und einem harten fremden Etwas gegenüber, mit dem er nichts zu schaffen hatte und das gleichwohl Rechenschaft von ihm forderte. Dabei hörte er die Stimmen der Kinder drinnen und die Stimme Hannas und sah über die blühenden Kirschbäume hinweg das alte Landschaftsbild der Heimat, grüne und braune Ackerflächen, weiter drüben das Städtchen, ein paar neue Häuserreihen, die wohlbekannten Kirchtürme. Ein Summen und Klingen im Ohr hob in ihm an.

Da kam Hanna wieder, in einem bessern Kleide, grau, von derbem Wollenstoff, puritanisch einfach.

„Ich habe dich nicht gefragt, ob ich dir etwas anbieten darf,“ sagte sie. „Bedereien haben wir hier freilich nicht, aber ich möchte gerne —“

„Mach' dir keine Mühe! Beisammen sein eine kleine Weile, das wollen wir.“

(Schluß folgt.)